

Zwei Seelen von Walser

Eine Düsseldorfer Debatte

Eine der rätselhaftesten Szenen im Werk Martin Walsers findet sich in seinem autobiographisch gefärbten Roman „Ein springender Brunnen“ von 1998, dem Jahr seiner die Öffentlichkeit spaltenden Friedenspreisrede. Damals wehrte sich Walser gegen die Verwendung von Auschwitz als „Moralkeule“. Seither gibt es einen Streit – verstärkt noch seit dem Roman „Tod eines Kritikers“ – über die Frage, ob von einem latenten Antisemitismus bei Walser die Rede sein könne. Monika Maron fragte in diesem Zusammenhang: „Gab es möglicherweise zwei Walser?“ Auch in der erwähnten rätselhaften Romanszene treffen wir zweimal Johann: Der Junge, wie Walser am Bodensee verwurzelt, verfügte im Mittelteil („Das Wunder von Wasserburg“) über die Fähigkeit, zur gleichen Zeit an unterschiedlichen Orten zu weilen. Hier folgte er einem entzückenden Zirkusmädchen; dort hatte er, was ihn selbst überraschte, einen flammenden Schulaufsatz über das Thema „Heimat“ geschrieben, der sogar seinen nationalsozialistischen Lehrer beeindruckte. War das Zeitkritik am Meinungsdruck? Oder die Schilderung der Persönlichkeitsspaltung eines Kriegskindes vom Jahrgang 1927?

„Wer kennt Walser?“ war deshalb als Frage und Titel einer Tagung an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf durchaus ernst gemeint – scheinen doch die Skandale, seit der Debatte zwischen Walser und Ignatz Bubis gut dokumentiert, den Blick aufs Werk zu verstellen. Aber lässt sich überhaupt das eine vom anderen trennen? Die Vortragenden jedenfalls beteuerten redlich, keine ausgewiesenen Walser-Kenner zu sein, was man ihnen angesichts des üppigen Primär- und Sekundärwerkes nicht verübeln mag: Die Einträge einer im Entstehen begriffenen Bibliographie tendieren gegen 5000. Viel war zum Frühwerk erschienen, weniger zu Publikationen der letzten Jahre. Hat Walsers Dauerpräsenz in den Medien ihrerseits den Klassiker dem wissenschaftlichen Analysefuror entzogen?

Zwischen dem politischen und dem literarischen Walser sich zu verorten schien gar nicht so leicht. Beide provozieren gerne, weshalb die Germanisten, vom Polemischen möglichst unbeeindruckt, ihr eigenes Feld lieber fern davon suchten. Form und Einfluss von Fremdtexten interessierten. Walsers Echoraum beginnt mit Kafka und hört bei Goethe nicht auf. Mit einer Arbeit über Kafka wurde Walser promoviert. Goethe ist Leuchtturm und Wegmarke vieler Essays und später Romane wie „Ein liebender Mann“ (2008). Henriette Herwig (Düsseldorf) bescheinigte Walser, den Konversationsston des neunzehnten Jahrhunderts gut getroffen zu haben. Auch nutze er die historischen Quellen als Steinbruch, was womöglich nicht jedem gefallen mag, aber durchaus Klasse hat. Goethes Notiz „Inständigst bitte mich wis-

sen lassen wenn Sie den Ort verändern und wohin“ übersetzt Walser in die SMS-Sprache unserer Zeit: „KVdOoM“ (Keine Veränderung des Ortes ohne Mitteilung). Sein Alterswüstling, der Ulrike von Levetzow hinterherhechelt, habe es unter dem Goethe-Siegel außerdem leichter. Walser wisse durchaus, wie man ein Thema vermarktet. Ob er sich mit seinen Goethe-Anklängen schon selbst zu Lebzeiten musealisiert? Darüber herrschte Uneinigkeit, und man kehrte lieber zu sicheren wissenschaftlichen Analysen zurück.

Ergiebiger war die Frage, wie Walser literarische Formen im Zuge seiner Selbsterkundungs-Poetik schon früh mit Eigendem füllt und sich so vor Epigonentum schützt. Volker C. Dörr (Erlangen/Nürnberg) zeigte an Walsers Debütband „Ein Flugzeug über dem Haus und andere Geschichten“ von 1955, dass kafkaeske Vermutungspassagen dort hineinfanden, nicht aber anonyme Größen oder abstrakte Machtkonstellationen. Wann nun begann es, dass der ehemals links vermutete Walser von der Öffentlichkeit als eher konservativ wahrgenommen wurde und man ihm vorwarf, er ignoriere die jüdischen Opfer der Vernichtungspolitik?

Starke Positionen fehlten hier. Kritischste Stimme war da noch die von Friderike Eigler (Washington): Sie zeigte, dass Begriffe wie „Heimat“ und „deutsche Nation“ für Walser – und kaum einen anderen Schriftsteller der Gegenwart – „weitgehend unhintergehbare Bezugsgrößen“ seien, wie sie etwas umständlich formulierte. Erstaunlich oft aber war davon die Rede, dass Walsers Texte politisch nicht zu eindeutigen seien. Hier wiederum liegen Fallen und Reiz seines Werks, wie Anita Gröger (Freiburg) aufs schönste vorführte: Die „Aufarbeitung der Vergangenheit“, wie man damals sagte, gerate schon Anselm Kristlein in der Trilogie („Halbzeit“, „Das Einhorn“, „Der Sturz“, 1960–1973) zum monströsen Selbstversuch, dessen Höchstanstrengung das „zweifelhafte Erzählen“ spiegele. In den Worten Anselm Kristleins: „Ich kann nicht so tun, als wüsste ich noch genau. Ich sehe mich zwar da und dort. Aber ich bin eher, als dass ich war.“ Spukten möglicherweise doch mehr als zwei Walser durch den Raum? Hin und wieder war man versucht, das Phantom zu erden, damit es sich genauer erkläre. „Er lebt ja noch!“, erinnerte da eine Vortragende – so weit bewegte man sich schon in der Vergangenheit – und zitierte den Dichter: Erst sei da die Figur, dann der Tonfall, was schließlich die Form hervorbringe. Sollte man dem Autor überhaupt noch Strategien unterstellen? In seinem jüngst erschienenen Tagebuch schreibt Walser: „Zwischen mir und dir ist die Sprache. Die Sonne sogar scheint durch die Wörter durch.“ Und manchmal auch die Wissenschaft.

ANJA HIRSCH